

Im wilden Westen.

Federzeichnung von D a m i n o.

Ueber den Dächern des kleinen geschäftlichen Praxistädchens liegt brütend die Julisonne. Das Gras der Prairie ist verdorrt und versengt. Im Süden liegt der Fluß, der Arkansas; sein Bett ist trocken und ist ein Lager von Triebland, in dem hier und da kleine Pfützen schmutzigen Wassers, umrahmt von Sinfingestrüpp, sichtbar sind. Regungslos liegt alles in der sengenden Gluth. Weit drüben nur, am Fuße der fahlen Sandhügel, die den Horizont auf der einen Seite begrenzen, tauchen einzelne, sich hin und her bewegende Punkte auf, die bald deutlich zu sehen sind, bald wieder verschwinden — Vieh, das von Texas heraufgebracht wird, um nach dem Osten verkauft zu werden.

Halbwegs zwischen der Stadt und dem Fluß wölbt eine kleine Staubwolke empor; sie zertheilt sich und enthüllt einen kleinen, gedrungen gebauten Mustang in langsamem Galopp, den Kopf gesenkt. Sein Reiter, ein Cowboy, streckt das eine Bein seitwärts in den Sattel und schaut nachdenklich auf die abgetragene Lederhose, deren Franzen zerfetzt herabhängen, dann befaßt er den um die Lenden geschnallten Gürtel, den er dem Geld genug zu einer neuen Hose vermagt ist und mehr noch. Wenn das Glück ihm heut Nacht günstig wäre! Er denkt an Dawsons Ranch, die zum Verkauf ausgesetzt ist, und zwar zu einem Schmeibepreise. Wenn er die Summe zusammenbringen könnte!

Sinnend reitet er in das Städtchen, dessen einzige Geschäftsstraße sich längs des Bahngeländes hinzieht, und bindet sein Pony an einen Pfosten vor dem Gebäude an, dessen Schild in großen ungeschickten Buchstaben die Inschrift: „General Merchandise“ trägt, um Unterschiede von all den andern der Straße, vor deren Thür ein auf Holz gemaltes überhängendes Glas Bier das Gewerbe seines Inhabers kundthut. Kurze Zeit nur verweilt er im Innern des Ladens, dann erscheint er wieder. In Gala! Der breitkrempige Sombrero mit goldglänzender Schnur und Quasten, das graue Flanellhemd mit rothleuchtenden Schürzen, verschönt noch durch ein knallgelbes Taschentuch, dicht um den Kragen zusammengeknüpft, neue Lederhosen mit steifstehenden Franzen, Siefel, deren gelbes Sohlen und Nähte deutlich ihr erstes Auftreten auf der Straße verrathen, alles, der schwarzglänzende Griff des aus der Hüfttasche hervorstechenden Revolvers nicht ausgeschlossen, trägt zum Glanze des Gesamteindrucks bei. Vertieft in Betrachtungen über seine neuesten Errungenschaften, stolpert er über ein winziges Wesen, dessen ganze Bekleidung ein einziges, dünnes Rattenschädelchen, und dessen ganzer Schmutz ein gewirrtes blonder Voden und ein Paar tiefblaue große Augen ausmachen, die ihn verwundert betrachten. Er beugt sich nieder zu dem Würmchen, hebt es auf und erwartet eine Kluth von Thränen. Statt dessen grüßt ihn ein Lächeln und eine schmeichelnde Liebesung der kleinen, nicht allzu sauberen Hand.

Du bist schön! trächt der Kleine, dessen Gesichtchen in Freude strahlt. Ob der schöne Gut und der schöne Schilps und das schöne Tuch! Zum ersten Male in seinem Leben hat jemand Long Jim schön genannt, und die so offen zur Schau getragene Bewunderung schmeichelt ihm. Er drückt einen blanken Dollar in die kleine Hand. Da, hier, Strid! Geh, kauf Dir was! sagt er.

Ein kleiner kirschrother Mund streckt verlangend sich ihm zum Kusse entgegen, und der warme Druck auf seinen eigenen harten Lippen erweckt in dem Mann ein gar seltsames Gefühl. Sinnend blickt er dem Kinde nach, das umbehoften die Treppenstufen zum Ladeneingang emportrabte. Hallo, Jim, wie gehst? Hat dir Cochranes Jüngster das Herz gestohlen? Prächiger Knirps, was? grüßt ihn eine Stimme, und die Gestalt eines Kameraden steht plötzlich, wie aus der Erde erwachsen, neben ihm. Jim wendet sich, wie aus einem Traume erwachend, ihm zu.

Hallo, Bob! Komm! Was trinkst du? fragt er. Ich bin durstig! Laß uns einen nehmen!

Die stille Nacht ist dem Tage gefolgt. Still liegt die weite Prairie; fernentlar wölbt der nächtliche Himmel sich über ihr. Im Städtchen allein herrscht noch reges Leben. Aus den geöffneten Thüren der hellerleuchteten Schänken dringt das Klappern der Billardbälle, der verworrenen Värm erregter Stimmen, das Klirren von Gläsern und Flaschen, Geräusche, hier und da mischende Klänge eines Pianos, einer Quittar oder Fidel. Dazwischen klingen, von rauhen Stimmen gefungen, ein Lied die Straße hinab, auch Fluchen, Lohen und wüßes Geschrei.

Im „High Ball Saloon“, der Hauptshänke, geht's hoch her. Im dicht besetzten Spielzimmer werden ungewöhnlich hohe Summen gesetzt, und die schaulustige, um die Tische sich drängende Menge verfolgt voll Neugier und Reid die wechselnden Launen Fortunas. Um den großen, runden Tisch in der Mitte sitzen die Faro-Spieler. Hier und da erhebt einer sich schmerzhaft von seinem Sitze, die Hände geballt, die Blide düstler. Der letzte Cent

verwettet, verloren! Long Jim hat von Beginn an Glück. Die Karten, die er wünscht, fliegen ihm nur so zu, der Haufe Marken, der vor ihm liegt, wächst und wächst stetig, bis in der Menge der Umstehenden jeder einzige nur Augen und Worte für Jims Glück hat. Es ist schon spät in der Nacht, und am Tische sitzen nur noch vier. Wenn er diesmal gewinnt! Jim denkt an Dawsons Ranch und auf die zwischen ihm und dem Tische sich aufhäufende Beute erpicht.

Weiter geht das Spiel, ruhig und überlegt auf Seiten Jims, erregt und hastend auf Seiten des Andern, der nervös, unruhig mit den Fingern der freien Hand auf der Tischplatte trommelt. Für Jim bedeutet Gewinn den Besitz der Dawson-Ranch, für den andern die Rehabilitation in der Welt, die ihm verloren ging, verloren durch eigene Schuld, und in die er sich zurücksehnt wie der Schuldige in das Paradies, das ihn ausgekostet! Seine Kette ist ausgetrocknet, und Schweinefleisch winkt er dem Schankkellner. Hastig ergreift er das dargebotene Glas; mit einem Zug leert er den Inhalt. Der Dämon belebt seinen bereits gekunkelten Muth. Waghalsig setzt er von Neuem und — verliert. Jitternd tastet seine Hand nach dem letzten Markten vor ihm; er löst seine Uhr von der Kette und legt sie auf den Tisch, daneben seinen Revolver, „der Griff goldbelegelt“, fügt er dem Haufen zu, Ueberbleibsel einstiger, besserer Tage. Doch er gewinnt sie im nächsten Augenblick ja zurück, denkt er und deckt seine Karten auf Jims Anforderung auf.

Die Menge der Neugierigen verharret regungslos, athemlos, bis sie sieht, daß Jim gewonnen. Der Andern erhebt sich bläß, das Gesicht verzerrt. Hinter ihm an der Wand hängt ein Spiegel; sein Bild fällt darauf.

Du schaffst meine Hand! brüllt er dem gegenüber sitzenden Jim zu. Du läßt! erwidert Jim. Lügner und Schwindler! schreit der Andern, seine Hand ergreift den auf dem Tische liegenden Revolver. Zwei Schüsse trafen. Hinter Jim fährt eine Kugel harmlos in die Wand. Doch der Andern, den goldbelegelten Griff des Revolvers noch trampfhaft umspannt in der Hand, sinkt schwerfällig vom Stuhl auf den Fußboden berab, während ein Blutstreich das Hemd auf der Brust färbt.

Er griff zuerst zum Revolver, sagt einer der Umstehenden und die Andern bestätigen es.

Cochrane war von jeher nichts werth, sagt ein Andern. Cochranes? Jim zieht die bereits nach der Beute auf den Tisch ausgestreckte Hand zurück. Cochranes? Ein süßes Kinderantlitz taucht vor ihm auf, ein Paar großer, tiefblauer Augen schaut ihn an, er vermeint, den warmen Druck eines kleinen Mundes auf seinen Lippen zu fühlen. Langsam läßt er das gelbe Taschentuch, das er um den Hals geknüpft trägt, und breitet es aus; langsam legt er den Haufen Marken und die Uhr in das Tuch, dann knüpft er die Zipfel sorgfältig zusammen, legt den Revolver mit dem goldbelegelten Griff oben auf und reißt das ganze dem Manne hinter dem Schantisch, während die Umstehenden seinem Theiben neugierig zuschauen.

Es ist für den Jungen, sagt er und seine Stimme klingt seltsam, Cochranes Jungen.

Halbwegs zwischen der Stadt und dem Fluß wölbt eine Staubwolke zum mondähnlichen Himmel empor, sie zertheilt sich und enthüllt die Form eines kleinen, gedrungen gebauten Mustangs in langsamem Galopp, den Kopf gesenkt — sein Reiter ein Cowboy.

Quae nocent, docent.

Eine lustige Heirathsgeschichte von Karl Rode.

Herr Jeremias Quantmeyer war einer von jenen klugen Leuten, die das Gras wachsen hören. Darum hatte er auch noch nicht geheiratet, obwohl er bald ein halbes Sätulum auf den Schultern trug. „Damit kommen wir noch immer zu recht“, pflegte er zu sagen, „die Liebe Reifensstahl konnte ich schon vor zwanzig Jahren haben. Jetzt ist sie ein altes Weib, kann bald Großmutter werden; und Jeremias Quantmeyer ist immer noch ein junger Kerl!“

„Ein junger Kerl von vierzig Jahren!“ „Fünfundvierzig und eins, bitte, ist gerade das beste Alter, um ein Mädel von zwanzig Jahren zu heirathen. Großmutter wird sie doch noch früh genug.“

Recht hatte ja Herr Jeremias in gewissem Sinne. Die Liebe Reifensstahl, verwitwete Bolze, hatte er in der That vor zwanzig Jahren haben können; er war sogar mit dem, damals allerliebsten, achtzehnjährigen Mädelin so gut wie verlobt gewesen, die beiderseitigen Eltern hatten die Verbindung gutgeheißen, und wenn's auf Junger Liebe angekommen wäre, dann wäre sie damals Frau Quantmeyer geworden.

Aber auf die Liebe war's nicht angekommen, sondern auf den Jeremias, und der hatte sie sitzen lassen.

Da war sie denn Frau Bolze geworden, auch Mutter eines Töchterchens, das jetzt just so allerliebt war, als sie es vor zwanzig Jahren gewesen, und Wittve in den besten Verhältnissen. Ihr Mann war vor einigen Jahren gestorben und hatte ihr nicht allein die kleine Liebe, sondern auch ein gut rentirendes Haus in der Kurfürstenstraße hinterlassen.

Herr Jeremias hatte ganz recht, er hätte die Liebe schon vor zwanzig Jahren haben können. Nun war sie — ein altes Weib allerdings noch nicht; aber sie konnte doch bald Großmutter werden. Er selbst dagegen war noch immer — ein junger Kerl auch gerade nicht, indessen doch noch unbewitwet.

Er kam auch noch immer zurecht — viellecht auch mit dem Heirathen; auf jeden Fall aber ohne Weib, denn die gute, alte Urfel, die seiner Mutter schon eine treue „Stütze“ gewesen war, war auch ihm eine treue Hausbälterin geworden. Sie war freilich klapperbütt, eine wahre Hopfenstange, und ein paar Jahre älter als Jeremias obenein; aber sie zankte doch den ganzen Tag nur einmal, und da sie Niemanden weiter hatte, mit dem sie zanken konnte, als Herrn Jeremias, zankte sie bloß auf diesen ein. Das war er gewöhnt.

Wirklich, er kam noch immer zurecht. Als junger Kerl hielt sich Jeremias auch zu den jungen Leuten. Wenn nicht gerade gelangt oder gesprungen werden sollte, ging das Pfänderspiel. Da bekam er sogar mal ein paar Rüsse von ein paar Mädchenstippen auf seine bartstoppigen Wangen, es judte ihm durch Mart und Bein.

„Himmelhagelregenschauer!“ flüsterter er in sich hinein, „hätte mir mein Verlobt nicht träumen lassen, daß ein paar Mädchenstippen so grade wie ein elektrischer Schlag durch die Knochen gehen können.“

Dann sah er sich das Dämchen genauer an, und dann tauchten plötzlich alte Erinnerungen in seinem Kopfe und alte Empfindungen in seiner Brust auf. Die Kleine, die so — elektrisirend zu Tüffen verstand, war Liebe Bolze, die Tochter seiner einstigen Liebe Reifensstahl.

Jetzt stand es bei dem Herrn Jeremias Quantmeyer fest, daß die Tochter werden müsse, was die Mutter nicht geworden war: sein Weib. Er war ja noch ein junger Kerl, zum Rudel! Warum sollte sie denn nicht?

Die ehemalige Liebe Reifensstahl? — Die mußte anderweit untergebracht werden. Alte Kerle gab es ja genug, die eine — Wie alt war denn die alte Liebe? Achzehn damals; zwanzig, einundzwanzig ist das her, macht achtunddreißig, neununddreißig! Gar kein Alter für eine Wittve mit einem gut rentirenden Hause. Herr Jeremias hielt Umschau unter seinen Bekannten, wer wohl am geeignetsten sei, die Rolle eines Schwiegervaters bei ihm zu übernehmen. Er war der pensionirte Hauptmann Müller, nein, der war nicht recht geeignet. Der Geheimreize Rath Schulze? — Auch nicht. Aber der wackere Rentier Richter, das ging, der war ein Mann für die alte Liebe.

Jeremias nahm sich vor, den Rentier Richter noch heute ein bißel scharf zu machen. Rinder hatte der Mann nicht mehr im Hause, zu leben hatte er auch! Deshalb sollte — nicht die alte Liebe Reifensstahl, verwitwete Bolze, heirathen? Wenn sie sich einigermaßen gut tonservert hatte, mußte sie ja noch eine ganz appetitliche Frau sein, und wenn sie das war, dann nahm sie auch den Rentier Richter, der mit seinem statlichen Embonpoint eine ganz respectable Erscheinung war.

Herr Jeremias nahm sich auch vor, der jungen Liebe ein klein wenig die Cour zu machen. Er konnte doch nicht wie der Klump in die Schüssel fallen mit seinem Heirathsantrage; er mußte die kleine Liebe durch etliche Fensterpromenaden, Kupfhandchen und nachfolgenden Blumenpenden auf das ihr bevorstehende Glück aufmerksam machen, natürlich.

Rentier Richter lachte, als er dem die Wittve Bolze, geborene Reifensstahl, als Erfah für „seine Erste“ empfahl. Aber er sagte nicht nein! Im Gegentheil: „Das kann man sich mal überlegen“, meinte er, „so allein herum begetieren ist langweilig, wenn man erst mal verheiratet war —“

„Das meine ich eben!“ hatte Jeremias darauf erwidert, „und die Bolze ist gerade eine Frau, wie extra für Sie geschaffen, Richter!“

Bei der jungen Liebe ging es weniger glatt. Erst bei der fünften Fensterpromenade gelang es ihm, die Kleine zu sehen, und erst bei der sechsten, ersten war er so glücklich, auch von ihr bemerkt zu werden und wenigstens seinen Gruß andringen zu können.

Und das ging so fort, Tag um Tag, zwei, drei Wochen lang. Wären der jungen Liebe zwei Rüsse beim Pfänderspiel nicht gar so elektrisch gewesen, Jeremias hätte auch sie laufen lassen, just wie die alte Liebe. Aber noch etwas kam ihm bei der jungen Liebe wider den Strich. Er machte die Entdeckung, daß er einen Nebenbuhler hatte. Ein junges Büschchen allerdings, dem eben erst ein Bart unter der Nase gesproßt war, daher ungefährlich; aber doch ein Nebenbuhler. Und noch dazu einer, der flinker am

Platze war, als er. Das mußte ja langweilig für die kleine Liebe sein, auf zwei Grüße zu achten und womöglich beide zu erwidern. Wirklich langweilig. Dem mußte er abhelfen.

Jeremias folgte dem jungen Manne eines Tages, bis derselbe in einer Kneipe verschwand. Natürlich folgte er ihm auch hier hinein, und da er ihm grade bei seinem Abendbrot traf, nahm er die Gelegenheit wahr, ihm dasselbe mit einem Verweis wegen seiner Fensterpromenaden bei Liebe Bolze zu würzen.

„He, Sie, junger Herr, Sie machen seit einiger Zeit vor einem gewissen Hause in der Kurfürstenstraße Fensterpromenaden. Lassen Sie das, bitte, Sie belästigen die betreffende Dame nur damit. Ich hoffe, ich brauche Ihnen weiter nichts zu sagen. Sie werden als Mann von Takt wissen, was Sie zu lassen haben.“

Eine Antwort des jungen Herrn wartete Herr Jeremias nicht ab. War auch nicht nötig! Sein Dieb sah, daß er; weiteres bedurfte er nicht.

Aber der jungen Liebe wollte er doch nun ein bißel näher auf den Leib rücken. Das „Fensterln“ dauerte ihn zu lange. Gelüßt hatte sie ihn ja auch schon, da waren sie beide bekannt genug, um ihr direkt einen Besuch machen zu können. Vom Heirathen brauchte ohnehin nicht gleich geredet zu werden. Einen Anlaß fand er schon, und wäre es nur die Einladung zu einer kleinen „Partie in den Grunewald“.

Am folgenden Tage machte sich Jeremias nach der Kurfürstenstraße auf den Weg. Er traf es ein. Rentier Richter hat sich seinen Wink zu Nutze gemacht und hat Frau Elise Bolze, geborene Reifensstahl, angehalten. Zu gleicher Zeit aber hatte auch der junge Herr, den Jeremias von Liebe Bolze fortgerufen gewollt, den Muth gefunden, sich nach dem Grunde von Jeremias eigenthümlicher Bestellung zu erkundigen, und da hatte sich die Sache so eigen gemacht, daß auch er um Junger Liebes Hand angehalten hatte. Herr Jeremias Quantmeyer konnte zwei glücklichen Brautpaaren gratuliren.

Er konnte sich sogar dazu gratuliren, daß er zwei Brautpaaren gratuliren durfte, denn wäre das nicht der Fall gewesen, hätte er am Ende die schönste Nacht Schläge bekommen. So wurde er nur ein bißel arg plötzlich nach der Kurfürstenstraße hinaus erpicht, als er seine Glückwünsche angebracht hatte. Leider erfuhr auch Junger Urfel von dieser Expedition und der Veranlassung dazu. Das war böß. Um nur Frieden im Hause zu haben, blieb dem heirathelustigen Jeremias nichts übrig, als die um fünf Jahre ältere Hopfenstange zu Frau Urfel Quantmeyer zu machen und sich von ihren Küffen elektrifizieren zu lassen.

Ja, ja, quae nocent, docent: Durch Schaden wird man klug.

Eine Krisenlist.

Erinnerungen eines alten Theaterdirectors. — Von Heinrich Steffen.

Der gekehrte Lefter hat wohl schon oft von den Launen und dem Uebermuth der Sänger und Sängerinnen gehört? Davon will ich hier ein kleines Pröbchen erzählen.

Ein Tenorist „Dofer“ war mir von den Agenten schon oft empfohlen; allein ich hatte ein Vorurtheil gegen den Herrn, ohne ihn persönlich zu kennen, und ihn stets abgelehnt. Ich wußte, daß „Dofer“ nicht mehr jung sein könne — denn ein Sohn von ihm war bereits zwei Jahre bei mir im Engagement gewesen. Das war ein lieber Kerl! Der Vater dagegen sollte ein widerhaariger Geselle sein.

Am 16. September 1885 eröffnete ich die Winterspielzeit mit der Oper „Alceste“ — das Schauspiel war erst vom 1. October ab engagirt. Ein erster Tenor, den ich engagirt hatte, wurde kontraktbrüchig; er traff nicht ein und ließ auch gar nichts von sich hören. Ich war in der fürchterlichsten Verlegenheit und ließ den Telegraphen nach allen Windrichtungen spielen, um Erlaß zu schaffen.

Ein Agent schrieb mir: „Sie haben „Dofer“ oft abgelehnt; — er ist der einzige Tenor, der momentan zu haben ist. Er will, damit Sie Gelegenheit haben, ihn kennen zu lernen, einige Male gattweise billig bei Ihnen singen.“

Der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb — ließ ich „Dofer“ kommen. Er war ein Herr von mindestens 55 Jahren — klein — mit aufgedunnenem Gesicht und kupferfarbener Nase — und zu allem Ueberflusse hatte er die Füße ein wenig nach innen gekrümmt! Aber, obwohl „Aravattl-Tenor“, verstand er doch die „Mache“ — er war ein Routinier — und verblüffte das Publikum. So tan es, daß er mit seiner Antrittsarie, dem „George Brown in der „Weißen Dame“, Erfolg hatte und gefiel.

Am anderen Tage sagte er zu mir: „Hören's, Herr Director, Sie haben keine dramatische Sängerin, wie ich sie! Kann ihnen eine empfehlen — Freilein Giltisch — 'ne bessere kriegen's net!“

„Doch, Herr Dofer“, sagte ich, „es ist eine dramatische Sängerin engagirt, Freilein Mühler, sie kann aber erst morgen eintreffen.“

„Ach, die Mühler kommt? Heren's, die beholten's doch net“, verlegte Dofer. „Da nehmen's nur gleich die Giltisch!“

„Nun, ich will doch erst Freilein

Mühler kennen lernen, Herr Dofer.“ saate ich, „und dann werden wir ja sehen.“

Freilein Mühler kam und gefiel ungemein. Er war eine der besten Sänginnen, die ich in den langen Jahren meiner Directionsführung gehabt habe. Trotzdem fragte mich Dofer nach der Generalprobe von „Don Juan“ am folgenden Sonnabend: „Na, Herr Director, wie ist's, wollen's Freilein Giltisch net engagiren?“

„Aber Herr Dofer“, antwortete ich, „ich habe doch keinerlei gerechten Grund, Freilein Mühler zu kündigen.“

„Na, dann net“, sagte er. „Kann ich ein bißl Vorkauf hab'n?“ „Gern; wie viel?“ fragte ich. „Na, geb'n's mir fünfzig Mart.“ „Bitte, hier!“

Die Sache war erledigt. Am folgenden Sonntag Vormittag kam mein Kapellmeister ins Bureau und meinte: „Ja, Herr Director, was machen wir denn heute Abend, wenn Dofer nicht singt?“

„Wie kommen Sie darauf, Herr Kapellmeister?“ fragte ich. „Aber, er hat gestern Abend im Restaurant erklärt, er sänge heute nicht“, war die Antwort.

„Ach, lieber Kapellmeister, solche Aneiden-Remonagen imponiren mir nicht“, sagte ich; „wenn Dofer nicht singen will, muß er es mir anzeigen!“

„Nein, Herr Director; er hat mir offiziell erklärt, er sänge nicht — ich soll es Ihnen sagen“, sagte nun der Kapellmeister.

Donnerwetter, die Sache schien doch ernst zu sein! „Warum will er denn nicht singen?“ fragte ich. Er sänge nicht mit Freilein Mühler war die Antwort.

Was sollte ich machen? Eine Oper ohne Dofer war unmöglich — das Schauspiel war noch nicht da — das hieß also eine Sonntags-Einnahme von etwa 1000 Mart verlieren und die Sagen aus der Tasche zahlen! Und das alles nur, weil ich dem Dofer seinen Willen nicht thun wollte.

Ich lief im Zimmer auf und ab und armerthatete mein Gehirn, auf welche Weise ich die Sonntags-Einnahme retten könnte. Alles vergebens — ich fand keinen Ausweg.

Plötzlich zuckt wie ein Blitz ein rettender Gedanke durch meinen Kopf. Gemeinheit gegen Gemeinheit, denke ich. Ich sehe mich hin und fülle zwei Kontrakte für Freilein Giltisch aus — verlese das eine Exemplar mit meiner Unterschrift und schreibe dann Herrn Dofer: „Ich habe mir die Sache nochmals rätlich überlegt und will Freilein Giltisch doch noch engagiren. Da ich die Adresse der Dame nicht weiß, fassen Sie wohl die Güte, derselben beifolgende Kontrakte zu übersenden. Freimarken anbei u. s. w.“

Nach kaum einer Viertelstunde trat Dofer bei mir ein, und es entspann sich folgender Dialog: „Morgen Director!“ „Guten Morgen Herr Dofer! Na, wie geht's?“ „Birds doll heit?“ „Na, ich hoffe doch. Der Billeterkauf geht ja unbenusen out.“ „Na natürlich, „Don Juan“ am Sonntag, das muß ja ein volles Haus geben! Ich wußt zum Frischschoppen geh'n, Herr Director, geh'n's a bißl mit!“

„Bedauere, Herr Dofer — aber ich bin hier bis ein Uhr gebunden — und außerdem trinke ich Vormittags nichts.“

„Na, nehmen's mir net übel, Director, an Philister wie Sie ist mir noch net vorkommen.“

„Ja, Herr Dofer, ich muß nun schon so verbraucht werden.“

„Na, dann Grüß Gott, Director, ich muß zu mei Frischschoppe!“ „Wohl bekommen's Herr Dofer! Adieu!“

Gott sei Dank! Die Sonntags-Einnahme war gerettet! Nun den Telegraphen wieder in Anspruch genommen! Ich hatte Glück!

Ein Tenorist, der schon bei mir gewesen, war frei. Ich engagirte denselben und schrieb am anderen Morgen an Dofer:

Gehrtter Herr Dofer! Der Agent schrieb mir, Sie wollten gewisse einige Male billig bei mir singen. Da ich jetzt einen Tenor engagirt habe, so ist ein ferneres Gastspiel Ihrerseits nicht mehr nötig. Ich danke Ihnen sehr und sende Ihnen anbei 100 Mart. 50 Mart haben Sie Vorkauf erhalten — ich hoffe, mit diesen 150 Mart ist Ihr dreimaliges Auftreten in unseren Verhältnissen anständig honorirt.“

Nach einer halben Stunde kam Dofer mit Freilein Giltisch zu mir. — Die Dame war schon in der Stadt gewesen, ohne daß ich es gewußt hatte.

„Herr Director, was soll denn der Brief, den's mir geschrieben haben?“ fragte Dofer.

„Nun ist der nicht deutlich, Herr Dofer?“ entgegnete ich.

„Ja, wenn's mi net behal'n woll'n, warum engagiren's erst Freilein Giltisch?“

„Das hat doch mit meinem Brief an Sie nichts zu thun. Die Dame ist engagirt und hat ihren Kontrakt“, sagte ich. „Aber allein bleibt sie doch net“, sagte Dofer.

„Ja, das ist Sache der Dame!“ entgegnete ich ruhig.

Beide zogen ab, und die Sache war erledigt.

Aus den Kolonien.

Regierwirth: „Du, Alte, streich den Missionärsrat von der Speisekarte, ich hab' ihn nicht mehr erwischt.“

Herr im Hau'e.

Familienzene von Carlos Duchow.

Franz Hellborn war soeben in etwas verdrießlicher Stimmung von einem Spaziergange zurückgekehrt. Während er Hut und Stod ablegte, warf er einen Blick auf den Tisch.

„Ein Brief?“ wandte er sich zu seiner jungen Frau, welche sitzend am Fenster saß; „von wem?“

„Ich weiß es nicht; er ist soeben abgegeben worden.“

„Stadtpost“, bemerkte Hellborn, indem er den Umschlag öffnete; dann las er: „Frau Helene Werner giebt sich die Ehre, Herrn und Frau Hellborn zu der bei ihr stattfindenden Abendgesellschaft am Donnerstag, den u. s. w., u. s. w.“

„Nichtmüthig warf er den Brief auf den Tisch.“

„Schon wieder eine Einladung“, murkte er, „als ob man in der Gotteswelt nichts weiter zu thun hätte, als in Gesellschaften zu laufen. Fällt mir gar nicht ein, ich habe gerade genug davon. Bald bei Hinz, bald bei Kunz —“

„Aber lieber Franz!“

„Hier nützt kein „lieber Franz“, ich sage Dir, wir gehen nicht hin, verstanden?“

„Du weißt ja, daß Du Herr im Hause bist, es sei also, wie Du wünschst.“

„Ich habe diese steifsteinenen Gesellschaften; sie sind im höchsten Grade langweilig und ungemüthlich, und dieser hier kann man sich, Gott sei Dank, entziehen; oder — verdrückt es Dich allzu sehr?“

„Nein, nein! Zu Hause ist es mir gemüthlicher.“

„Mein liebes, vernünftiges Frauchen! Ich will doch gleich den Abgabebrief schreiben. — Also — Herr und Frau Hellborn bedauern unendlich — bedauern unendlich —“

„WeldensEntschuldigungsgrund willst Du denn angeben, Franz?“

„Einen Grund — weißt Du keinen? Also; wie weit war ich? — bedauern unendlich — unendlich —! Versuchte Geschichte! Ein Königreich für einen Entschuldigungsgrund.“

„Du mußt den Brief gleich zur Post schicken“, drängte die kleine, schwarzlockige Frau Hellborn, „denn da es bestimmt ist, daß wir nicht hingehen —“

„Natürlich ist es bestimmt. Habe ich einmal „Nein“ gesagt, so hilft kein Bitten und Flehen.“

„Ich weiß es“, entgegnete sie mit tiefem Ernst. Die drei Worte klangen hochtragisch.

„Aber Kind“, rief er erschrocken, „Du wirst mich doch nicht zum Tyrannen stempeln wollen?“

„Nun meinte sie schon. „Gewiß nicht, Franz, und Du hast ja auch vollkommen recht.“

Er küßte sie.

„Wie lieb, daß Du das einsehst; denn sieh mal, so wie bei Müllers, wo die Frau bei Pantoffel schwingt — das ist doch gewiß nicht nachahmenswerth?“

„D, abscheulich!“

„Solche Schlafmütze von einem Mann!“

„Sie nichte. „Ich möchte den nicht haben. Weißt Du, Franz, es ist reizend, doch wir nicht hingehen. Ich habe nämlich einen so spannenden Roman angefangen und — Nur Deinetwegen that es mir leid.“

„Meinetwegen?“

„Nun ja, es sollen sehr einflußreiche Personen da sein, die Dir beim Abvancement nützen können; die „blonde“ Frau Helene sprach sogar von einem Minister.“

„Ein Minister?“ Er rief es lebhaft.

„Du, Kind, dann lies nur Deinen Roman ein ander Mal; wenn die Sache so liegt, müssen wir hingehen.“

„Ich mag aber nicht!“

„Aber ich bestimme es! Keine Widerrede.“

„Dann habe ich allerdings nur zu gehorchen. Aber ich thue es ungerne, nicht bloß des Romanes wegen. Denn immer Einladungen annehmen und nicht erwidern — wir sind doch diesen Winter bei verschiedenen —“

„Verpflichtungen hätten wir allerdings“, gab er zu, „aber der Trubel. Ueberhaupt unfer beiseitener Haushalt — wir sind gar nicht darauf eingerichtet.“

„Nein, und deshalb dürften wir von Rechts wegen auch keine Einladungen annehmen.“

„Weißt Du,“ überlegte er, „es gingt am Ende doch. Wir haben den Salon, das Wohnzimmer, wenn wir nun noch meine Stubierstube dazu nehmen —“

„Die Last! — Danke schön!“

„So schlimm ist es doch nicht!“

„Es ist unbedenkbar, Franz. Sprechen wir nicht davon.“

„Sprechen wir gerade davon! Du wirst meine Ideen treuzen, und aus purer Laune? Reizend! Damit kommst Du doch bei mir nicht durch! In vierzehn Tagen ist bei uns Gesellschaft, verstanden?“

„Sie mußte sich abwenden, sonst hätte er bemerkt, wie vernünftig sie ausah.“

„Und wenn Du mir noch so stolz den Rücken lehrt“, rief er ironisch, — „einen anderen Briefbogen, bitte!“

„Wozu?“

„Weil sich die Sache nun geändert hat. Wir nehmen an — laden die blonde Helene gleichzeitig ein — einen anderen Briefbogen!“ schloß er dennern.

„Hier!“ sagte sie mit tiefster Resignation: „ich bin ja stets Dein gehorsames Weib.“